

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 92.

Mittwoch, 21. April.

1915.

Herrscher des Ozeans.

Novelle von Marcello Rogge.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Jede Mahnung Skottwells, Ruhe zu bewahren, war vergeblich, und mit Mühe und Not gelang es Ethel endlich, sich durch die aufgeregten Massen einen Weg zu bahnen und ihre Kabine auf dem dritten Deck zu erreichen. Nur ein Gedanke lebte in ihr, — ihr krankes Kind. Die Bote hatte bereits in dem allgemeinen Wirrwarr und ersten Schrecken ihren Posten verlassen. Die Kabinentür stand offen. Außer sich und halb verzehrt von Angst um ihren Liebling stürzte die Mutter durch die schmale Nebentür. Das rosige Licht brannte dort mit gleichmäßigem traulichen Schein, und Klein-Elsie lag fest schlafend in den weichen Kissen. Das zarte Mündchen ein wenig geöffnet, die kleinen Häute geballt, ging der Atem in ruhigen tiefen Zügen auf und nieder. Ethel achtete nicht des kostbaren Kleides und sank, die Schreden dort oben vergessend, am Bett ihres Kindes in die Knie, den Mund auf die kleinen Händchen gedrückt. Die brüllenden Signale der Dampfpfeifen, dazwischen die schrillen Bootspiffe und das wilde Lärmen der sich in die Boote begebenden aufgeregten Passagiere, — nichts hörte sie mehr.

Wie lange Ethel neben ihrem friedlich schlafenden Kinde gelegen haben mochte, wußte sie wohl kaum anzugeben. Plötzlich Schritte. Die junge Frau fährt auf; — sollte gar ihr Mann jetzt kommen, nach ihr zu suchen? Sie wollte ihn nicht sehen. In dieser Stunde nicht. Eine laute, doch angenehm klingende Männerstimme schallt hinter ihr. Ein Matrose steht in der geöffneten Tür zum Kabinengang. Deutsche Laute sind es, die an ihr Ohr schlagen: „Hallo, meine Dame, nun aber man schnell. Knappe zehn Minuten, und von dem verdammten Kasten hier ist nichts mehr übrig.“ Ein Schauer geht durch Ethels schlante Gestalt. Sie antwortet in deutscher Sprache: „Ich kann nicht weg. Mein Kind ist krank!“ Der Maat ist kurzerhand eingetreten und schaut gutmütig lächelnd auf die Frau und das Kind im Bettchen nieder. „Es geht aber nicht anders. Wir werden Sie doch nicht mit der Kleinen hier elend wie zwei Katzen verkaufen lassen. Nun kommen Sie schon. — Wir packen das Kind eben hübsch warm ein.“ Und ehe Ethel etwas erwidern kann, hebt der biedere Bursch das erwachende Kind, das ihn mit großen erstaunten Augen anblickt, aus dem Kissen und wickelt Elsie in eine große warme Wolldecke, daß das Körverchen der Kleinen, die gar keine Angst zu spüren scheint und sogar ein ganz klein Bißchen lacht, als er ihr gutmütig lächelnd über das zierliche Näschchen streicht, fast darin verschwindet. „Nun nehmen Sie auch so ein warmes Tuch um, meine Dame“, wendet sich der Maat an die fassungslos dabeistehende Ethel, ihr ausgeschnittenes Gesellschaftskleid nachdenklich mustern. „Es wird draußen eifrig kalt werden, und zwei Stunden können gut vergehen, bis das englische Schiff hier ist, wenn sie nicht eher schon die Küste erreicht haben.“ Sie läßt es mechanisch geschehen, daß er ihr einen großen Schal um die Schultern legt. Alles andere muß hier

liegen bleiben. Es ist höchste Zeit. Die letzten Signale oben an Deck mahnen zur Eile.

Der riesige Maat schreitet, das Kind vorsichtig auf dem Arm tragend, voran. Die Gänge hinauf und wieder hinunter bis zum Bootsdeck. Niemand begegnet ihnen und die dahin eilen, haben mit sich selbst genug zu tun.

Endlich treten sie durch eine Seitentür ins Freie hinaus. Dichter Nebel schlägt ihnen entgegen. Der Lichtschein eines elektrischen Reflektors rinnt wie ein gespenstischer weißer Strom durch die unsichtige Nacht und läßt das Keeling erkennen, von dem eben die letzten Passagiere und die Offiziere das Riesenschiff verlassen. Im blassen Licht des Scheinwerfers sieht Ethel in diesem Augenblick als eine scharfe Silhouette sich die Gestalt eines schlanken Mannes abzeichnen. Ein unerklärliches Gefühl des Schreckens und der Hoffnung zugleich durchzuckt Ethels Seele, als von dort her eine ruhig männlichschöne Stimme aus dem Nebel klingt: „Höchste Zeit, Klausmann! — Haben sich noch Leute unter Deck gefunden?“ —

„Zu Befehl, Herr Kapitanleutnant, — eine Frau und ein Kind.“

„Gut, dann kann das Boot hinunter.“

Jetzt wendet er das Gesicht Ethel zu, und ein halbunterdrückter Schrei entringt sich den Lippen des jungen Weibes: „Walter . . .!“

Sie ist dicht an ihn herangetreten. Auch der Offizier scheint überrascht und greift grüßend an die Wange. „Meine Name ist allerdings Walter, gnädige Frau, — Walter Ahrensens . . .“

„Sie kennen mich nicht mehr. Sie wissen nicht mehr damals, — drüben in Deutschland . . .“ Ein Gedanke blüht in Ethel wie ein letzter Hoffnungskeim auf. Sie hebt beschwörend ihre Hand, das dunkle Tuch fällt achtlos von ihren weißen Schultern und ihr rotblondes Haar flammt im Licht des Scheinwerfers wie gleiches Gold auf.

„Walter, bei allem, was Sie mir damals schworen, — bei meinem kranken Kinde, Walter, — seien Sie gnädig mit uns und diesem unglücklichen Schiff. — Ja, ich will es Ihnen in dieser furchtbaren Stunde sagen, — ich liebe Sie, Walter! — O, glauben Sie nicht, daß ich wirklich schlecht war, als ich mein Versprechen brach . . .“

Es kam ihr von den Lippen, sie wußte es selbst nicht. Wie hätte die stolze Ethel Herrman dies einem Mann gesagt, — doch noch konnte sie vielleicht alles retten. Er würde sich erbitten lassen. Mit dem feinen weiblichen Instinkt hatte sie bemerkt, wie Ahrensens Augen einige Sekunden wie bewundernd über ihr Haar und ihre Gestalt geglitten waren, um die das Tuch jetzt im leichten Seewind wie ein dunkler Schatten wehte.

Sie vermochte seine Hand zu ergreifen. Einen Augenblick lang lagen ihre Finger in den seinen, — wie damals; sie glaubte zu fühlen, daß seine Hand ein

wenig zitterte, — doch es mußte Täuschung gewesen sein, denn seine Stimme klang ruhig, wie vorher: „Ich bedauere von Herzen, gnädige Frau, Sie in dieser für uns beide peinlichen Lage wiederzusehen, doch ich bin im Dienste des Vaterlandes, da schweigen alle anderen Gefühle. Derselbe Dienst half mir ja auch getreulich in Pflichterfüllung und steter Arbeit eine Zeit überwinden, in der ich glaubte, nicht mehr auf dieser Welt weiterleben zu können. Heute habe ich diesen Schlag verwunden. Alles Gute, gnädige Frau, für Sie und ihr Kind. Sie werden in nicht langer Zeit drüben glücklich landen und bald den kleinen Zwischenfall vergessen haben, den wir „Barbaren“ Ihnen bereitet haben, ohne Ihnen dabei ein Haar zu krümmen.“

Eine kurze militärische Verbeugung. Gleich darauf befand sich Ethel unten im Boot. Sie sah Walthers Ahrensens Gesicht noch einen Augenblick auftauchen, als er sich herunterbeugte und ihr das Kind zureichte. Mit einem Aufschrei drückte sie das kleine Wesen an sich, — es war ihr, als habe sie es von ihm, den sie liebte, neu empfangen. — — —

Als die junge Mutter nach und nach zu sich kam, schauerte sie unter dem feuchten Nebel, der das Boot wie eine dichte Hölle umspannte, jäh zusammen. In der Ferne sah man den grellen Lichtstreifen vom Scheinwerfer des deutschen Unterseebootes auf und nieder blitzen. Drüben hob sich der mächtige Rumpf des zum Tode verurteilten Ozeanriesen und erschien in der unlichtigen Luft wie ein drohendes furchtbares Gespenst. Tausende kleine Lichter zeigten die Stätten an, wo vor kurzen Minuten noch zahlreiche Menschen gewirkt, wo Musik geklungen und an blumengeschmückten Tischen betrocknete Stewards dienstfertig außerlesene Speisen aufgetragen hatten. Eine kleine Spanne Zeit, — und ein dumpfer Knall zitterte durch die Nacht. Die tausend Lichter schienen Leben zu erhalten, schienen sich langsam zu beugen, — nach vorn, — immer weiter und weiter, — schon erlosch die unterste Reihe. — Ethel drückte ihr heißes Gesicht tief in das Tuch, das den Kopf ihres Lieblinges umhüllte, das ein ruhiger Rinder Schlaf friedlich umfing. — — —

Als sie wieder aufzublicken wagte, war die Stelle, wo noch eben die „Britannic“ mit ihren glänzenden Salons, Rabinen, Wintergarten und prächtigen Promenadenbecken gelegen hatte, leer. Die unendlichen Bogen des Atlantik rollten über alle diese Herrlichkeit dahin. Ganz weit, schon fast am Horizont, verschwand ebenso plötzlich, wie es gekommen war, das Blinken eines Scheinwerfers. Dort ging Walthers Ahrensens wieder in die grüne Tiefe hinunter, die sein Element war. Ethel vermochte diesen Mann, der solchen Schrecken über sie gebracht hatte, nicht zu hassen. Es war vielmehr wie ein Glücksgefühl, das sie jetzt empfand, ein Gefühl des Stolzes auf ihn, der für sein geliebtes Vaterland solche Taten zu vollbringen wußte, der sich kühn den Gefahren der Tiefe aussetzte, und doch so schlicht und bescheiden vor ihr gestanden hatte, wie einst im Dünenstädtchen an der Nordseeküste. In dieser Stunde gelobte sich Ethel, daß sie ihr Kind lehren wollte, vor den Deutschen Achtung zu haben und Liebe zu einem Volke, das solche Taten besaß.

Der „Union Jack“ hoch über der „Britannic“ war in die Wellen gesunken. Ahrensens Unternehmen war gelungen, England einen zum Hilfskreuzer außerlesenen Dampfer von der Klasse dieses Riesen unschädlich zu machen.

„Alle Mann an Bord“, ging das Kommando. Es fehlte niemand. Ahrensens gab den Befehl, das Boot zu schließen. Von seinem Kommandostand klangen ruhig und sicher wie stets seine Befehle. Einige Sekunden später — das Boot stieß unter die Wasseroberfläche und schnellte in den nachtschwarzen Atlantik hinaus, neuen Taten entgegen.

Einen Augenblick drückt der Offizier seine Hand auf das Herz, es ist ihm, als sehe er noch einmal die geliebte Gestalt jener Frau, die er nie vergessen hatte,

— dann tritt er an den Spiegel des Periskop und sucht mit wachsamem scharfen Auge den dunklen Horizont ab. Eine eiserne Ruhe beherrscht Ahrensens Miene. „Drei Strich West-Nord-West feindliche Schiffe. Boot klar zum Torpedieren!“ —

Die „Glasgow“, von der Ben Griffith im Antennenturm der „Britannic“ das letzte Telegramm aufgefangen hatte, erreichte die irische Küste nicht mehr.

Herrscher des Ozeans, wird dir nicht bange in deiner eigenen Überschätzung? — So zittere, stolzes England, wenn der elektrische Funke zu deinen Schiffen jenen schlichten Buchstaben „U“ hinüberträgt, den sich der brave Griffith nicht zu erklären wußte. — — — — —

— Ende. —

22 = Lesefrucht. = 22

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt. Goethe

Die deutsche Frauenwelt in amerikanischer Beleuchtung.

Als kürzlich die Nachricht durch die deutsche Presse ging, daß eine Abordnung deutsch-amerikanischer Frauen in einer Audienz den Präsidenten Wilson gebeten, er möge dafür Sorge tragen, daß das neutrale Amerika keine Waffen und Munition an die Dreiverbandsmächte mehr ausführe, da glaubten wohl nicht wenige deutsche Frauenkreise, daß sich die anderen amerikanischen Wittschwestern diesem Protest anschließen und so einen Druck auf die öffentliche Meinung ausüben würden. Daß sich diese Hoffnung nicht erfüllte, war voraussichtlich, denn abgesehen davon, daß die Frauen trotz aller Fortschritte, die sie im „femininen“ Amerika gemacht, politisch nur wenig vermögen, ist auch die Pöbse der amerikanischen Frauen angelsächsischer Rasse von der der germanischen grundverschieden, und diese ist es doch, die allen Handlungen ihre Richtlinien vorschreibt und beeinflusst.

Es hat nun im letzten Jahrzehnt in den leitenden Kreisen der Vereinigten Staaten sowohl wie auch Deutschlands nicht an Bemühungen gefehlt, die gegenseitige Kultur beider Länder durch geeignete Kräfte zu studieren, um diese und die daraus resultierenden Lebensbedingungen dem Verständnis der weitesten Volksschichten näher zu bringen. Daß die an diese wichtige Mission geknüpften Hoffnungen nicht in dem Maße erfüllt werden konnten, wie man erwartete, lag an der Schwierigkeit der Aufgabe selbst. Diese reistlos zu bewältigen, ist bisher keinem von denen gelungen, die diesseits und jenseits des großen Wassers sich ihrer widmeten. Auch jenseits desselben nicht. Zu diesen gehört auch Price Collier, der gegenwärtig als einer der angesehensten Schriftsteller auf politischem, volkswirtschaftlichem Gebiet von den Amerikanern geschätzt wird, auf deutschen Hochschulen studierte und dann seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland dazu benutzte, die deutsche Kultur in allen ihren Einzelheiten zu ergründen, um sie dem Verständnis seiner Landsleute näher zu bringen. Besonders bemerkenswert ist heute sein Urteil über die deutsche Frauenwelt für uns, das allerdings nicht fest umrissen, sich aus einer Fülle von Beobachtungen zusammensetzt und dem Amerikaner angelsächsischer Rasse ein Bild von der Stellung der deutschen Frauen geben soll, die diese im gesellschaftlichen und staatlichen Leben einnehmen.

Er findet es seltsam, daß man im Lande Goethes, wo „der Mann nach Freiheit strebt, die Frau nach Sitte“, „Frauen mit Hund zusammen durch die Straßen ziehen sieht, sie in den Wäldern keifig und welkes Laub zusammenfegen, in Sachsen und anderen Ländern Gartenarbeit verrichten und zu Hunderten barfüßig in den Rübenfeldern von Schlesien und anderen Gegenden Deutschlands arbeiten sieht, — wie Frauen auf den Bahndamm hinunter gedrängt werden, während Männer auf dem Bürgersteig bleiben (1) — und „wenn auf den Straßen und Eisenbahnwagen und anderen öffentlichen Beförderungsmitteln auch nur eine eintigermassen hübsche

Frau sich anstarren lassen muß", so ließe sich daraus der geistige und moralische Standpunkt des deutschen Mannes gegenüber der deutschen Frau erkennen. Ein Standpunkt, der übrigens auch schon in Gemälden hervorragender deutscher Maler älterer und neuerer Zeit festgestellt werden könnte.

Ob freilich der große Name Peter Paul Rubens auf seinem bekannten Gemälde „Das Urteil des Paris“, auf dem nach Colliers Ansicht „Paris und sein Freund eine überaus nachlässige Haltung zur Schau tragen und nicht gleichgültiger und überlegener dreinschauen könnten, wenn sie elegante Herren wären, die auf einer Tierschau über die Verdienste von Hölzerseifen urteilen“, die „über-überlegenheit“ des Mannes hat darstellen wollen, dürfte wohl ebenso zu bezweifeln sein wie die gleiche Darstellungsabsicht Feuerbachs in seinem Gemälde über das obige Thema. Wenn Collier schon einige deutsche Maler als beweisführend für seine Ansicht anzieht, warum nennt er dann nicht die große Reihe jener berühmten deutschen Meister, die in Madonnen- und Kreuzigungszenen die Mutterliebe und den Mitterschmerz verherrlichen, vor dessen Größe und Höhe selbst die „über-überlegenheit“ des Mannes sich beugt? Diese Herrschaft des Mannes „reflektiere sich aus einem Mangel in Mitterlichkeit“, denn „in keinem anderen Lande der kultivierten Gruppe von Nationen ist der Mann so naiv eitel, so entzündend selbstbewußt (?), so unbedarbt in der Manier der gebildeten Welt (?) und setzt sich so gelassen nicht nur über die Rechte der Frauen, sondern über die einfache Mitterlichkeit des Starken gegen die Schwachen hinweg wie in Deutschland“, so sagt er.

Gewiß, er erkennt an, daß es in Deutschland nicht wenig ritterliche Männer gibt, deren Ritterlichkeit den Vergleich mit jedem Gentleman der Welt aushält. Leider komme die große Masse der Deutschen mit ihnen nicht in Verührung (?), so daß ihr Beispiel verloren gehe und ihre vornehme Erziehung und Höflichkeit den „bürgerlichen Feig“ nicht leichter mache. Trotz der von ihm gerügten „traurigen Unterwürfigkeit der Frauen, die nichts Besseres als diese engherzigen Herren kennen“, gibt Collier jedoch zu, daß die Stellung der deutschen Frauen in letzter Zeit eine große Wandlung durchgemacht hätte. Die Teilnahme derselben am politischen, wirtschaftlichen, literarischen und gelehrten Leben der Nation nehme immer mehr zu. Der „Note-Kreuz-Verein der Frauen Deutschlands sei bewundernswert und ebenso vollkommen und leistungsfähig wie das Heer: mehr könne man wohl nicht sagen“. Auch das schwierige Problem der häuslichen Ausbildung werde in so vorbildlicher Weise zu lösen versucht, daß er zu einem Besuch dieser Vorbildungsanstalten den Amerikanerinnen nur raten könne. Wenn er trotzdem die amerikanische Haushaltsführung „für die beste der Welt“ hält, so ist das vom amerikanischen Standpunkt aus wohl zu verstehen, da eben die deutschen und amerikanischen Lebensgewohnheiten zu sehr voneinander abweichen. Freilich scheinen viele seiner Landsleute mit dieser „besten Haushaltsführung“ nicht einverstanden zu sein; denn wie anders ließe es sich erklären, daß in Amerika auf 100 000 Einwohner im Durchschnitt 333 Ehescheidungen kommen (wobei auf Washington als den westlichsten Staat 513 und Delaware als östlichsten Staat 43 Ehescheidungen auf je 100 000 Einwohner fallen). Eine Ziffer, die also die höchste in den europäischen Ländern um das Doppelte übersteigt, wo es die Schweiz auf 32, Frankreich 23 und Deutschland gar nur 15 Ehescheidungen auf je 100 000 Einwohner bringt. Wenn also die vielgepriesene Erziehung der amerikanischen Frauen dahin führt, daß, wie Stimmen im eigenen Lager behaupten, die letzte Moral der jungen Mädchen über die Ehe zutage tritt und zur Lösung einer solchen (wenn ihr diese aus irgend einem Grunde nicht zusagt) ein besonderes Raffinement entwickelt um später den ehemaligen Geliebten mit Eheklagen zu quälen, daß er Blut schwitzt, und den Mann im übrigen nur als „Geldverdienstmachine“ würdigt, dann brauchen wir die Amerikaner um dieses Resultat nicht zu beneiden.

So sehr sich einerseits Collier bemühte, die deutschen Verhältnisse rein objektiv zu betrachten und den deutschen Frauen und ihren Leistungen an entsprechender Stelle Lob spendet, so verurteilt er doch andererseits die Stellung derselben, eben weil er alles vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet und seinen Landsleuten in amerikanischem Dichte zeigt. Das gegenseitige Verstehen der Nationen ist eben schwer zu überbrücken und es geht ihnen wie den Königskindern im Liebe: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“

Carl Gustav Max.

Aus der Kriegszeit.

Ostertage im Schützengraben. (Originalbrief.) M., 8. April. — — — Haben Sie Dank, herzlichen Dank für die freundliche Zusendung der Zigarren. Sie haben mir eine große Freude bereitet und dankbar werde ich Ihrer gedenken, wenn die blauen Wölkchen mich umschweben. Sie glauben gar nicht, welche Freude jedesmal das Erscheinen der Post bei uns Kriegerleuten auslöst und wenn dann gar solch angenehme Überraschung darunter ist, ist die Freude doppelt groß. Mir geht es Gottlob gut, ja ich möchte sagen, recht gut. Seit einigen Tagen habe ich — fast möchte ich sagen glücklicherweise — eine leichte Hauterkrankung am Halse und deshalb bin ich aus dem Schützengraben nach hier beurlaubt. Im Kreise einiger Kameraden, bei denen sich auch so kleine Beschwerden eingestellt haben, verbringe ich nun recht gemütliche Stunden. Dadurch, daß das Wetter, besonders an den Ostertagen, wo wir geradezu wolkenbruchartigen Regen hatten, den Aufenthalt im Schützengraben geradezu unerträglich gemacht hat, bin ich auf diese Weise um ein paar recht böse Tage gut herumgekommen. Gestern nachmittag stellte sich wieder ein Kranker ein, der — selbst quatschnaß bis auf die Haut, erzählte, daß in den Unterständen das Wasser mehr als handbreit hoch stünde. Tag und Nacht müssen die Kameraden bei dem anhaltenden strömenden Regen schöpfen, so daß an Ruhe und Schlaf nur wenig zu denken sei. Da ist man dann wirklich nicht böse, wenn man es etwas besser hat. Unsere Krankenstube, wo wir zu acht drinn hausen, ist der einzige, halbwegs erhaltene Raum im Erdgeschoß des sonst völlig zerstörten Hauses. Der Ort selbst ist völlig zerstört und macht mit seinen rauchgeschwärzten Trümmerhaufen und einsam gegen den Himmel ragenden Wänden und Balken einen ganz trostlosen Eindruck. Ungeheure Werte liegen in Schutt und Asche. Jetzt sind die Unseren hinter der Front tätig, um die Felder zu bestellen. Tausende von Ocklaren werden von Dampfpflügen durchfurcht und bestellt, damit sich dereinst die Hallen und Speicher unseres lieben Vaterlandes, das so schände hat ausgehungert werden sollen, füllen. Wie lange wird dieser Kampf um Leben und Tod noch dauern?! An den drei Ostertagen haben die Franzosen nun schon zum soundsovielten Male versucht, die weit das Tal beherrschenden Höhen von B. zu stürmen und jedesmal bröchen die Angriffe unter unserem Feuer — besonders dem unserer vortrefflichen Artillerie — in sich zusammen. Es ist furchtbar zu sehen, wie da gekämpft wird. Und wie werden die Söhne des stolzen Frankreichs in den Kampf getrieben! Glauben Sie mir, es ist Tatsache: Schnaps bekommen sie und wenn dann die Stimmung durch Alkohol und die Nachricht über einen „erfolgten Sieg“ soweit ist, daß Begeisterung sie entflammt, dann wird Sturm geblasen und so, halb in Raserei, werden die Helben der Grande Nation in den Kampf geschickt. Unsere Truppen merken schon vorher an den drohend über den Rand des Schützengrabens gehaltenen Schnapsflaschen, was los ist. So erklären sich denn auch die furchtbaren Verluste, wenn sich der Vorhang wieder nach einem Akte des Zusammenbruchs der Voffreschen Offensive geschlossen hat. Heute mittag bin ich vom Arzte schon für „Schützengrabenverdächtig“ erklärt worden und werde wohl morgen oder übermorgen wieder ran an den Feind kommen. Nun, ich bin frohemut, denke, dem Franzmann tüchtig eins aufbrennen zu können und hoffe, daß Gott mir eine gesunde Rückkehr in die Heimat schenken wird. — — —

Kriegsfahrt nach Schlessien. (Brief eines Großstädtlers.) ... Es ist sehr lehrreich, jetzt im Lande herumzufahren. Und es reißt sich in dieser Kriegszeit sehr behaglich in Deutschland. Die Bäume sind gut und schnell. Aber, wer nach Aufregung begierig ist, der bleibe hübsch zu Hause. Denn man sieht wenig Auffälliges im deutschen Vaterlande. Man sieht nur, wie alles ruhig seinen guten Gang geht und alles in Ordnung ist. Und man sieht überall die grüne Saat sprießen, die uns ein neues wirtschaftliches Rüstzeug liefern soll. Aber Breslau hinaus hielten wir in einigen schlesischen Dörfern umschau. Kleine Pfarrdörfer liegen dort mit tausend und mehr Einwohnern, wo fleißige Bauern ein bescheidenes Dasein führen. Daneben aber dehnen sich auch große Rittergüter aus mit mehreren tausend Morgen Land, mit Wäldern und Teichen. Ein gut

Teil der männlichen Bevölkerung steht natürlich draußen im Felde, aber auffällig war überall die große Anzahl von starken, kräftigen Burschen. Und wenn man sich nach ihrem Alter erkundigte, dann hörte man, daß diese geborenen Soldaten kaum 17 oder 18 Jahre zählten. Welch eine gewaltige Reserve haben wir noch in diesem Menschenmaterial, besonders wenn man bedenkt, daß die gleichaltrigen Franzosen dagegen schwache Kinder sind, die ja jetzt schon nach dem Willen der französischen Machthaber hinaus ins Feld geschickt werden, während wir noch nicht einmal unsere 20jährigen zu den Waffen zu rufen brauchen. Also, wir hatten auch mit dem Menschenmaterial durch. Die Brotkarte ist in den schlesischen Dörfern nichts Fremdes, wenn auch die Schlesier, wie immer, ihren eigenen Kopf und ihre eigene Brotkarte haben und sich nicht nach dem Berliner Muster richten. Man ist aber den Berlinern auch insofern noch überlegen, als man hier schon festgestellt hat, daß ein Kind von weniger als 4 Jahren keinen Anspruch auf eine volle Brotkarte hat. Wahrheit erfrischend ist ein Weg durch die Felder, die wohlbestellt sind oder der letzten Handgriffe des Landwirts harren. Die grüne Saat ist überall schon ein gut Stück aus dem Boden heraus. Und der Bauer wartet nur noch darauf, daß die Sonne den Boden ein wenig wärmt und trocknet, um dann die noch freien Ackerstücke mit der wertvollsten Frucht des Kriegsjahres, der Kartoffel, zu bestellen. Ja, die Kartoffel, man ist ausreichend versorgt damit. Zum Teil steckt die Knollenfrucht noch in den Rieten, aber jeder Landmann weiß ganz genau, wie groß sein Schatz in dieser Erdgrube ist. Auch an Getreide fehlt es nicht. Und das Urteil landkundiger Reute geht dahin, daß in diesem Landstrich die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte reichlich versorgt ist. Auch an Futtermitteln fehlt es nicht, nachdem noch im März auf genossenschaftlichem Wege beträchtliche Einkäufe gemacht wurden. Zu teuren Preisen freilich, aber jeder Mangel ist dann auch gebannt. Auf ein neues Angebot an Futtermitteln konnten einige dörfliche Genossenschaften daraufhin auch kurz erklären: Nein, wir danken, wir sind eingedeckt! Das gilt alles nicht nur für die Kleinbesitzer, sondern auch für die großen Herren mit ihren Riesenbetrieben. Ihnen ist die wirtschaftliche Versorgung noch leichter gefallen. Und einige Bauern behaupten sogar, daß die Großbesitzer irgendwie vor der Erhöhung der Futtermittelpreise von der bevorstehenden Wagnahme Wind erhalten und sich so rechtzeitig versorgt hätten, während der kleine Mann später die höheren Preise zahlen mußte. Im übrigen herrscht überall gute Zuvorsicht und der ernste Wille, durch emsige Arbeit dafür zu sorgen, daß die grüne Saat auch gute Frucht bringt.

L. C.

Die Russen in den christlichen Liebesanstalten zu Karls-
hof. Ein unvergeßliches Denkmal russischer Zerstörungswut und sinnloser Grausamkeit wird für alle Zeiten die Heim-
suchung der Karlshöfer Anstalten in Ostpreußen bleiben. Drei Kilometer von Marienburg, einer kleinen ostpreussischen Garnison, entfernt liegen die evangelischen Anstalten der Inneren Mission in Karls-
hof. Christliche Liebe und Wohl-
tätigkeit hat sie erbaut. Es gehören zu ihnen eine Anstalt für Epileptische und Schwachsin-
nige, zwei Trinkerheilstätten, ein Siedenhaus, ein Arbeitslofenheim, ferner ein großes, mehr-
stöckiges Krankenhaus und schließlich eine Erziehungsanstalt für schulentlassene Fürsorgezöglinge, in der über 100 sittlich gefährdete Jünglinge zu einem ordentlichen Beruf erzogen werden. Die ganzen Anstalten stehen unter dem Protektorat der Kaiserin, sind nach dem Vorbild der Vobelschwingschen Anstalten im Jahre 1881 erbaut und wurden 30 Jahre hin-
durch von Pfarrer Dr. D. Dembowski bis zu seinem Lebens-
ende, jetzt von dessen Sohn geleitet. 1500 Personen finden hier Pflege und Arbeit. — Eines schönen Tages wurde nun Karls-
hof von den Russen ohne jeden Grund regelrecht be-
schossen. Ein Zug russischer Infanterie unter Führung eines jungen Offiziers sollte Karls-
hof „erobern“. Das Aufhissen von weißen Flaggen bewirkte nur, daß noch stärker gefeuert wurde. Als der Anstaltsleiter das Gehöft verließ, um zu sehen, ob sich etwa noch außerhalb der Anstalt Pflanzlinge auf-
hielten, zog er das Feuer des ganzen Zuges auf sich. Die Kugeln pfliffen um ihn herum. Die Russen drangen dann in den Hof ein, schossen blind in die Fenster der Häuser hinein und legten Feuer an eine große Scheune. Vier Kranke wur-
den durch das Schießen verwundet, zwei fortgeschleppt, einer von ihnen noch auf dem Felde erschossen. Auch das nahe Marienburg war inzwischen vom Feinde besetzt. Am nächsten Tage begab sich der Anstaltsleiter dorthin, um vom russischen

Gouverneur die Freilassung der fortgeschleppten Kranken zu erbitten; ein Kranker aus Moskau, der als Dolmetscher dienen sollte, und der Anstaltsarzt begleiteten ihn. Der Gouverneur ließ den Anstaltsleiter und den Kranken, nachdem er sie mit halbem Ohr angehört hatte, ohne weiteres gefangen nehmen. Den flehentlichen Bitten dritter Personen gelang es jedoch, schließlich beide wieder los zu bitten. — Die, wie erwähnt, von den Russen angezündete Scheune mit der ganzen reichen Ernte verbrannte vollständig. Täglich sah die Anstalt nun Besuche vom Feinde, der anscheinend argwöhnte, es möchten in den großen Häusern deutsche Soldaten versteckt sein. Bald darauf rückte eine größere russische Truppenmasse an der Anstalt vorüber auf Löben zu. Ein Seitendeckung dieser Truppen nahm ihren Weg über den zur Fürsorge-Erziehungsanstalt gehörenden Freihof und hief hier acht Pferde, eine Anzahl Geschirre und Sättel, einige Wagen und anderes Brauchbares mitgehen. Die ganze nach Löben abmarschierte Truppe hörte jedoch bald wieder zurück. Jedenfalls hatten die Russen inzwischen Kunde von dem Siege bei Tannenberg erhalten, wovon man in der Anstalt, die von jeder Verbindung ge-
schlossen war, natürlich nichts wußte. In der folgenden Nacht hörte man wiederholt gewaltiges Krachen in der Nähe der Anstalt, das von Sprengungen an der Bahnlinie herrührte, die ganze Anstalt erzittern ließ und alle Insassen in großen Schrecken versetzte. Am nächsten Tage kamen die Russen wieder, aber zum letzten Male; schon wenige Tage darauf wurden die ersten deutschen Truppen mit Jubel begrüßt. Der Einfall der Russen hat Karls-
hof einen Schaden von nicht weniger als 100 000 Mark zugefügt.

Der Handel mit wilden Tieren in Kriegszeiten. „Baviane stehen hoch im Preise, Alligatoren sind knapp; jeder, der einen tasmanischen Marderbären, einen Seelöwen oder selbst so gewöhnliche Tiere wie einen Polarbären oder ein Rabenschwein sein eigen nennen will, muß mindestens das Doppelte wie vor 12 Monaten zahlen.“ Diese traurigen Eröffnungen machte einem Berichterstatter der bekannte Menageriebesitzer Englands, John Hamlyn. Und wer ist daran schuld? Natürlich die Deutschen. „Alles das kommt von diesem teutonischen Ehrgeiz, der alles an sich reiht und auch für den Handel mit wilden Tieren ein richtiges Monopol erlangt hat.“ Während die englische Hausfrau über die steigenden Preise von Butter und Eiern jammert und angstvoll die Kohlen- und Holzfeuerung beobachtet, hat diese Feuerung noch in ganz anderer unerwarteter Weise um sich gegriffen. Obwohl England sich ein Weltreich nennt, in dem die meisten Tierarten der Erdf fauna leben, ist die Zufuhr von lebenden Bären und Robben, von Stinktieren und Affen, von bunten Papageien und Riesenschilbkroten, kurz von all dem, was ein richtiger zoologischer Garten braucht, außerordentlich eingeschränkt und droht zu versiegen. „Es ist schon so weit“, klagte Hamlyn, „daß man wilde Tiere bald überhaupt nicht mehr bekommt, und alles das nur, weil Deutschland diesen Handel mit Beschlag belegt hat, weil es sich zum internationalen Warenlager und Sammelstätte aller wilden Tiere für ganz Europa gemacht hat und wir in England Tiere, die es nur im englischen Reich gibt, doch allein über Deutschland bekommen können. Deutschland hat einen Vorteil in seiner geographischen Lage, der es befähigt, die öffentlichen zoologischen Gärten und die Privatmenagerien von Rußland, Italien, Österreich, Frank-
reich und anderer europäischer Länder viel leichter zu ver-
sorgen, als wir es könnten. Die deutschen Banken unter-
stützen diesen Handel mit wilden Tieren durch ihre finanzielle Hilfe. So kam es, daß der deutsche Händler nach Indien, Afrika und in alle unsere Kolonien gehen konnte und britisch geborene wilde Tiere zu Hunderten kaufte und verkaufte, während sie bei uns höchstens zu Dutzenden bestellt werden. Die ganze Industrie, selbst die englische, kam zum größten Teil in die Hände des Feindes. Amerika ist so ein besonders guter Kunde Deutschlands geworden. Es kaufte häufig im Laufe eines Jahres durch deutsche Händler 3000 bis 4000 britische Affen, und mit andern wilden Tieren verhielt es sich ähnlich. Die amerikanischen Händler finden gar nichts dabei, für 100 000 M. deutsche Kanarienvögel zu bestellen, obwohl wir in Norwich ebenso gute haben. Aber jetzt ist die beste Gelegenheit, diesen Handelszweig zu einem englischen zu machen, denn es ist wirklich jammervoll, daß die englischen Gebiete voll der schönsten und teuersten Tiere sind und Hamburg und Berlin den Gewinn davon haben.“